

Sitzungsberichte

der

königl. bayer. Akademie der Wissenschaften

zu München.

Jahrgang 1867. Band I.

München.

Akademische Buchdruckerei von F. Straub.

1867.

In Commission bei G. Franz.

durchforscht hat, drang er in Nordamerika tief in das Land und beobachtete das Leben und die Gebräuche der Indianer mit feingeübten Augen.

Der Atlas zu dieser zweiten Reise enthält meisterhafte Abbildungen aus dem Leben der Ureinwohner, welche nach und nach von der Erde verschwinden und hat grossen anthropologischen Werth durch die trefflichen Zeichnungen von Bodmer.

Auch diese Reise wurde in 2 Bänden beschrieben. Ausser einzelnen Abhandlungen des Prinzen veröffentlichte er ein Kupferwerk über die Thiere in Ostbrasilien und eine systematische Beschreibung der Säugethiere, Vögel und Amphibien in 4 Bänden.

Hierauf widmeten die drei Classensecretäre den Verstorbenen folgenden Nachruf:

1) Herr Müller, als Secretär der philos.-philol. Classe:

Victor Cousin.

Durch die Stürme der Revolution und die Fülle des Ruhms des Kaiserreiches war der französische Genius in eine Epoche frisch lebendigen Strebens eingetreten, welches aber erst nach der friedlichen Beendigung jener zwei grossen politischen und militärischen Zeitabschnitte zur vollen Entfaltung gelangte. So wenig der Nation die Restauration zusagte, so fand doch in der Thätigkeit der Geister, durch die so eben berührten Anstösse hervorgerufen, eine nach allen Seiten sich verbreitende frohe und lebensvolle Expansion statt. Naturgemäss musste der reformatorische Trieb

sich auch der Behandlung der tiefsten Probleme des menschlichen Bewusstseins bemächtigen. Der Weg, den die französische Philosophie seit Descartes genommen hatte, schien abgeschlossen, und man suchte bei den benachbarten Nationen sich nach Elementen einer fortschreitenden Bewegung umzusehen. Die schottische Philosophie zog tiefe und ernste Geister, wie Royer Collard, mächtig an: aber erst die Bekanntschaft mit der deutschen Speculation gab der französischen Forschung ein neues Leben und die Voraussetzung einer bisher ungeahnten Bewegung. Das glänzende Talent, das die Brücke zwischen der geistigen Individualität der Deutschen und Franzosen schlug, war Victor Cousin. Mit lebendiger Einbildungskraft, feinem und schmiegsamen Sinn, der sich auch das heterogene Fremde anzueignen versteht, mit dem klaren Verstand, der bei seiner Race so fruchtbar wirkt, mit einer strahlenden Beredsamkeit begabt, riss er sein Publikum mit Macht auf die ihm bisher verschlossenen Gebiete. Er blendete nicht durch Aufstellung eines geschlossenen Systemes, welche diesseits des Rheines als das erste Erforderniss eines zu gedeihlicher Wirksamkeit sich bestimmenden Philosophen gefordert wird; diess litt die Beweglichkeit seines raschen Geistes nicht. Wo dieser in dem ganzen Umfang des philosophischen Gebietes einen seinem innersten Wesen zusagenden Gedanken traf, benützte er diesen, um ihm die ausgedehnteste Entwicklung zu geben und nach allen Seiten hin fruchtbar zu machen. Man würde sich aber täuschen, wenn man diesem seinem sogenannten Eclecticismus den Begriff eines ungeordneten Aggregates der verschiedensten Gedanken unterschieben wollte. Die scheinbare Systemlosigkeit fand ihren Mittelpunkt in seinem sprudelnden Geiste, der für alle Ideen des Wahren und Schönen glühend, zugleich das Maass seiner Speculation in sich trug, und war vollkommen geeignet, das Interesse für philosophische Gedanken und Forschungen in den verschiedensten

Eigenarten seiner Zuhörer und Leser hervorzulocken. — Durch seine eclecticische Richtung musste er vorzugsweise zur Geschichte der Philosophie hingezogen werden. Um einen sichern Grund zu legen, bürgerte er vorerst ein gutes deutsches Lehrbuch bei seinen Landsleuten ein, und warf sich dann mit Feuereifer auf die selbstständige Behandlung dieser Disciplin, theils in Werken, die das Ganze derselben fortlaufend beleuchten, theils einzelne Parthieen hervorhoben. Von der antiken Philosophie fand Proclus an ihm einen gelehrten Bearbeiter. Das Mittelalter lieferte ihm Gelegenheit zu lichtvollen und geistreichen Darstellungen, von denen besonders die über Abélard, von dem er bis dahin unbekannte Werke ans Tageslicht zog, ferner Wilhelm von Champeaux, Bernard von Chartres, Gerbert, Anselm etc. hervorzuheben sind. Aus der neueren Zeit erregte, wie sich von einem Franzosen natürlich voraus sehen liess, und was auch die hervorragende Stellung des behandelten Philosophen rechtfertigt, die Gestalt des Reformators der Weltweisheit, Descartes, dann Blaise Pascal und endlich unser grosse Kant seine Aufmerksamkeit und führte zu eingehender Beleuchtung. Auch von weniger bedeutenden Grössen, wie Maine de Biran, dem er einen an unsern Fichte erinnernden Gedankengang vindicirt, lieferte er liebevolle Schilderungen. So ziemlich alle Arbeiten, die in Frankreich über Geschichte der Philosophie, und deren sind nicht wenige und darunter sehr bedeutende, in den verflossenen vierzig Jahren erschienen sind, verdanken ihren Anstoss dem Beispiele, dem zündenden Eifer, der Lehre Victor Cousins. — Am Abend seines Lebens sehen wir ihn mit derselben feurigen Liebe, mit der er sich in der Jugend und im Mannesalter der Philosophie zugewendet hatte, historischen Studien ergeben. Vorzüglich verdankt ihm die Geschichte seines Vaterlandes im XVII. Jahrhundert brillante Darstellungen, die durch gründliche Forschungen und feine psychologische Analyse

zu den Meisterwerken diesartiger historischer Gemälde gehören. Eine Zierde der geschichtlichen Literatur werden immer seine Werke über Mazarin, dann besonders über die grossen Frauen jener Epoche, Madame de Longueville, Md. de Chevreuse, Md. de Sablé etc. bilden. — Nicht vergessen darf werden ein wichtiger Theil der Thätigkeit dieses Mannes, nämlich seine Beschäftigung mit dem öffentlichen Unterrichte, besonders auf den mittleren gelehrten Schulen, den er auf alle Weise in Frankreich zu heben suchte, nicht ohne die in andern Ländern gewonnenen Erfahrungen für sein Vaterland zu verwerthen. Beredte Denkmale seiner auf dieses Gebiet verwendeten Sorgfalt sind seine Aufzeichnungen über den Secundär-Unterricht in Holland und Preussen, dem classischen Lande dieses Zweiges menschlicher Bildung.

2) Herr von Martius, als Secretär der math.-phys. Classe:

Georg Friedrich Bernhard Riemann

erblickte das Licht der Welt am 17. Sept. 1826 zu Breseleuz bei Lüneburg, wo sein Vater Prediger war. Er war ein geborner Mathematiker, und so fleissig hat er eine seltene hohe Begabung verwerthet, dass, als er im vierzigsten Lebensjahre starb, seine Fachgenossen den Verlust eines Meisters beklagen mussten. Riemann studierte 1846 in Göttingen, 1847 und 1848 in Berlin, habilitirte sich 1854 in Göttingen, wo er drei Jahre später ausserordentlicher und 1859 ordentlicher Professor ward. Zur Milderung eines Lungenleidens nach Selasca bei Intra am Lago maggiore gereist, ist er daselbst am 20. Juli 1866 gestorben.

[1867. I. 3.]

Auf verschiedenen Gebieten der mathematischen Wissenschaften hat sich Riemann mit glänzendem Erfolge bewährt. Vor Allem aber leuchten, wie Herr Coll. Seidel uns mittheilt, „jene Arbeiten hervor, welche die Functionen complexer Veränderlichen und ihre Integrale zum Gegenstande haben. Diese Theorieen pflegt man schon jetzt mit Riemanns Namen zu bezeichnen; sie werden sein Andenken in der Geschichte der Wissenschaft fortpflanzen. Sie dienen in eminentem Grade der charakteristischen Tendenz der modernen Mathematik, den Calcul mehr und mehr zu ersetzen durch Betrachtung und Rasonnement. Um auf diesem höchst abstracten Gebiete, namentlich bei der verwickelten Discussion vieldeutiger Functionen, Durchsichtigkeit und Anschaulichkeit zu gewinnen, schuf Riemann ein neues Hilfsmittel in der Imagination eigenthümlicher räumlicher Gebilde, an welche die Vorstellung und die wissenschaftliche Terminologie sich anknüpft. Sie beschäftigten seinen Geist schon in den Studienjahren. Diese neue Art eines halb-bildlichen Ausdrucks wusste er zu einem mächtigen Werkzeug des analytischen Studiums zu gestalten. Von seiner Thätigkeit durch einen frühen Tod abgerufen hinterlässt er den Ruhm, als ein würdiger Nachfolger seiner Lehrer Gauss und Dirichlet an der Georgia Augusta den hervorragenden Rang ihrer mathematischen Schule in voller Ehre aufrecht erhalten, — strebsame Schüler und Mitarbeiter in die neugeschaffenen Gebiete der Wissenschaft eingeweiht zu haben.“

In einer Richtung, als akademischer Lehrer, verfolgte Riemann seine kurze aber geniale Laufbahn. Einen doppelt so langen Weg, von mehr als achtzig Jahren, sollte

Georg Friedrich von Jäger

durchlaufen, in mannigfaltigster Thätigkeit als Lehrer, Verwalter einer öffentlichen Naturalien-Sammlung, Obermedicinalrath, als ein vielgesuchter praktischer Arzt, als Forscher und Schriftsteller.

Unter die Familien des Schwabenlandes, die eine hervorragende geistige Begabung wie ein Erbstück zum Dienste der Wissenschaft bethätigen, gehört auch die der Asklepiaden Jäger. Unseres Collegen Vater, Christian Friedrich und sein ältester Bruder, Carl, waren Leibärzte der Herzoge und Könige von Württemberg. Er war am 25. Dec. 1785 geboren, gehörte unserer Akademie seit 1844 an und ist am 10. Sept. 1866 aus diesem Leben geschieden.

Unser College studierte von 1803 bis 1807 zu Tübingen. Nach einem Jahre ärztlicher Praxis am Krankenhause zu Stuttgart, unter Hopfengärtner, besuchte er Göttingen und überliess sich in Paris sieben Monate lang Cuvier's Leitung auf dem Felde der vergleichenden Anatomie. Durch das südliche Frankreich und die Schweiz, wo er in Bern einen längeren Aufenthalt bei Tribolet nahm und sich besonders für Psychiatrie verwendete, kehrte er nach Stuttgart zurück. Hier sah er sich bald mitten in einer ausgedehnten medicinischen Praxis. Erst in hohen Jahren konnte er sich aus dieser Thätigkeit zurückziehen, bei welcher ihn ein unbedingtes Vertrauen seiner Mitbürger festhielt. Im Jahre 1817 ward er Aufseher des k. Naturaliencabinetes, 1822 Professor der Naturgeschichte und Chemie am höheren

Gymnasium, 1834 Beisitzer des Medicinal-Collegiums, 1841 Obermedicinalrath. So sein äusserer Lebensgang.

Georg v. Jäger war ein Mann des Details. Er beherrschte eine Fülle verschiedenster Kenntnisse. Eingeleitet von reicher classischer Bildung hatte er sich in die Schule des tiefsinnigen behutsamen Kielmeyer's, des geistvollen feurigen Autenrieth begeben. Er wurde zu dem Verfahren angeleitet, aus speciellen Thatsachen allgemeine Wahrheiten zu gewinnen, vom Besonderen zum Allgemeinen aufzusteigen. Diesen Weg der Induction wusste er auch durch Auffassungen zu erhellen, die in einem poetischen Gemüthe sprossen. Er pflegte sie im Umgange mit seinen Freunden, den Dichtern Uhland, Justin. Kerner, Gustav Schwab (der sein Schwager ward) und Carl Mayer (nur dieser hat ihn überlebt). Mit solchen glücklichen Anlagen waren die lebenswürdigsten Eigenschaften gepaart: ein milder Humor, unvergängliche Heiterkeit, lautere Bescheidenheit und die biedere Offenheit eines stets hülfbereiten Philanthropen. Jäger war eine durchaus harmonische Menschennatur. Ihr huldigte schon 1834 seine Vaterstadt durch das Ehrenbürgerrecht, und so trug er, der Vater von dreizehn Kindern, die imposante Patriarchengestalt, weisslockig in ein hohes Alter herüber. Wenn, wie schon Plato will, die Akademie zur Humanität erzieht, so war er ein Akademiker in des Wortes schönster Bedeutung.

Sein Wissen war höchst vielseitig; so regte er an und förderte nach vielen Seiten. Auf dem Felde der Paläontologie liegen seine bedeutendsten Leistungen. Fleissig hat er die Reste der Thier- und Pflanzenwelt, die im Lias und im Bausandsteine (Keuper), in den Bohn-Erzgruben, dem Süsswasserkalke und im Torfe Württembergs begraben liegen zu Tage gefördert und beschrieben, und in dem Stuttgarter Naturaliencabinete, gewissermassen seiner Schöpfung, hat er sich das schönste Denkmal gesetzt. Seine Untersuchungen

galten vorzugsweise den Säugthieren und jenen riesenhaften Sauriern, die wir mit Grauen anstaunen. Aber auch auf vielen andern Gebieten war er thätig. In einer Schrift über die Missbildungen der Gewächse (1814) präludirte er der späteren Pflanzenteratologie. Solchen Forschungen über die Bedingungen der Missentwicklungen in beiden organischen Reichen blieb er mit Vorliebe zugethan, und zur Naturgeschichte des Menschen und der Thiere, zur Physiologie, Diätetik, *Materia medica*, praktischen Heilkunde, *Medicina forensis* hat er, wie zur Paläontologie und Geologie zerstreute Beiträge geliefert in mehr als hundert Abhandlungen und kleineren Aufsätzen. Jäger wird nicht unter denen genannt werden, denen es gelang, in genialer Kraft eine ganze Doctrin vorwärts zu führen, wohl aber unter den fleissigen Talenten, die einzelne Thatsachen prüfend, erhellend, feststellend, das Capital unserer Kenntnisse vermehrten.

Gottfried Wilhelm Osann,

Professor der Physik und allgemeinen Chemie an der Universität zu Würzburg, seit 1835 Correspondent unserer Akademie, ist am 10. August 1866 entschlafen.

Das Andenken an diesen Mann versetzt uns aus Schwaben in ganz andere Kreise, nach Weimar, denn dort ist er am 26. October 1796 als dritter Sohn des grossherzoglich Sachsen-Weimar'schen Regierungsrathes Friedrich Heinrich Osann geboren. Seine Mutter, eine Nichte des berühmten Arztes Hufeland, gab nach dem frühen Tode des Vaters ihm und seinen zwei Brüdern in ihrem zweiten Gatten, dem Weimar'schen Staatsminister von Voigt, einen gütigen und einsichtsvollen Pflegevater, der sich die Ausbildung dreier

Talente angelegen seyn liess. In der Nähe der Genien herangezogen, die damals zu Weimar leuchteten, besonders angeregt von Goethe, widmete sich Osann der Physik, studierte in Berlin, Jena, Erfurt und Erlangen und trat an letzterer Universität von 1819 bis 1823 als Docent auf. Hierauf war er sieben Jahre in Dorpat, und dann von 1828 bis an sein Ende Professor in Würzburg. Seine wirkungsreiche Lehrthätigkeit ruhte auf den vier Pfeilern einer classischen, humanitären Bildung, einer frischen discursiven Geselligkeit, eines gewissenhaften Amtseifers und eines freisinnigen, offenen ja derben Patriotismus. Im akademischen Lehramte erkannte Osann seinen entschiedensten Beruf, vor dem selbstständige Forschung und literarische Betriebsamkeit zurücktraten. Nach einem Handbuche der theoretischen Chemie (1827) und einer Messkunst der chemischen Elemente, die bald in zweiter Auflage erschien, hat er sich vorzugsweise mit Elektrizität und Elektromagnetismus beschäftigt. In einer kleinen Schrift „Erfahrungen im Gebiete des Galvanismus“, Erlangen 1852, hat er einen Weg gezeigt, auf dem sich die Physiker durch galvanische Aetzung von Metallplatten in Vervielfältigung von Zeichnungen von der Xylographie unabhängig machen können. Diese „Galvanokaustik“ ist wohl noch einer weiteren Entwicklung fähig. Die Telegraphie, diesen incommensurablen Fortschritt des modernen Culturlebens, begrüßte er 1849 (in einer Rede bei Uebernahme des Rectorates) mit philanthropischer Wärme als ein Mittel zur Verbrüderung der Völker, als ein weihevolltes Präludium zum ewigen Frieden.

Philipp Franz v. Siebold,

seit 1840 Mitglied unserer Akademie, ist am 18. October vorigen Jahres dahier verschieden. Er war am 17. Febr. 1796 in der Frankenstadt Würzburg geboren.

Das Leben dieses merkwürdigen Mannes, ein Leben in grossem Styl, hat unser Collega Hr. Mor. Wagner bereits mit befreundeter Hand gezeichnet ¹⁾.

Es genüge auszusprechen, dass in diesem vielgewandten Odysseus, der viele Länder und vieler Menschen Städte gesehen, der viermal der Erde grössten Kreis durchschnitten, der Illustrator Japoniae gestorben.

Marco Polo's Cipango, das Columbus auf westlichem Seeweg erreichen wollte, ehemals nur zwei europäischen Nationen zugänglich, war der Wissenschaft verhüllt durch portugiesischen Missionseifer, dann durch holländische Colonialpolitik. Seit dreissig Jahren ist es von den Völkern des Westens in den Bann ihres Handels und ihrer Industrie hineingezwungen worden. Als friedlicher Vorläufer dieser Epoche machenden Bewegung steht Phil. Franz v. Siebold da, mit seinen zahlreichen Werken über die Naturgeschichte, die Ethnographie und Geographie, die Literatur des fernen Ostreiches Nippon. Der Emancipation des spanischen Amerika's ist Alex. v. Humboldt's ruhmreiche Thätigkeit, wie die Frühlingschwalbe vorausgeflogen. Für den Eintritt Japans in das occidentale Völkerleben hat Siebold vorgearbeitet. Es liegt eine akademische Befriedigung in dem Gedanken, dass die Wissenschaft mächtigen Antheil hat an den grossen culturhistorischen Ereignissen, die unser Jahr-

1) Allg. A. Zeit. Beil. 13.—16. Nov. 1866.

hundert bezeichnen. Darum schätzen wir in unserem entschlafenen Collegen nicht bloss den muthigen Reisenden, den betriebsamen Förderer der Erkenntniss mannigfachster Thatsachen, den feinen Beobachter von Dingen und Menschen, den thätigen Sammler, — sondern auch eine jener Naturen, die mit seltener Volubilität der Sprache, der Gedanken und der Lebensformen sich in Alles zu finden wissen, und die mit unversiegender Spannkraft dem Ziele zustreben, für das sie eine providentielle Mission in sich verspüren. Siebold hielt sich berufen, das ferne Nippon durch die Fäden der Wissenschaft mit den Lebenskreisen Europa's zu verschlingen. So viel ein einzelner Mann, ein Gelehrter, der auch zum Diplomaten wird, zu wirken vermag, hat er mit Griffel und Wort gewirkt.

So begräbt denn die Akademie vier werthe Collegen, die vier deutschen Stämmen angehörten, Männer, die in ihrem geistigen Wirken ihrer Stämme Eigenart und Begabung widerspiegeln. Aber die ruhige, kühle Gedankentiefe des Niedersachsen, die frische, poetisch angehauchte Vielseitigkeit des Schwaben, die selbstgetreue, nüchterne Abgeschlossenheit des Thüringers, die praktische Lebhaftigkeit und kluge Gewandtheit des Franken — sie sind, unveräusserlich, wie der andern Stämme Begabung, Zierde, Stärke, Stolz des deutschen Volkes und in brüderlicher Vereinigung Bürgen unserer Macht, unserer Zukunft.

3) Herr v. Döllinger, als Secretär der histor. Classe:

Am 29. Juni 1866 starb zu Tittmoning in dem hohen Alter von 88 Jahren der Legationsrath

Joseph Ernst Ritter v. Koch-Sternfeld.

Geboren 1778 zu Mittersill im Oberpinzgau, wo sein Vater Landpfleger war, gehörte er durch Geburt und Erziehung dem damaligen Fürsterzbisthum Salzburg an. 1802 ward er Sekretär beim dortigen Hofrath, ging aber kurz darauf noch zu weiterer Ausbildung nach Göttingen, von wo er 1804 zurückkehrte. Eine Reihe von Jahren war er nun unter den damals rasch wechselnden Regierungen des Salzburgischen Landes in der Verwaltung thätig, und es wird ihm nachgerühmt, dass er als Regierungscommissär den Einwohnern besonders durch Strassenbau wichtige Dienste geleistet habe. 1815 ward er nach München berufen und an die Spitze des Bureaus für bayrische Statistik gestellt. Dass dieses Bureau sehr wenig leistete, mag wohl in Zuständen, über welche Koch-Sternfeld keine Macht besass, seinen Grund gehabt haben. Wir sehen ihn auch schon ein Jahr später in einer andern Sphäre verwendet; er sollte nämlich als bayerischer Commissär die Gränzregulirung mit Oesterreich leiten, welche 1817 begann und erst nach 25 Jahren, 1842, zu Ende gebracht wurde. Das Geschäft dieser Gränzbestimmung wurde in so bequemer und gemüthlicher Weise betrieben, dass Koch reiche Musse zu literärischer Thätigkeit hatte, Jahre lang in der Hauptstadt weilte, einmal auch an der neuverlegten Universität Vorträge hielt.

Es war in der Hauptsache ein ziemlich enge begränztes Gebiet, innerhalb dessen Koch's literärische Thätigkeit sich

bewegte, nämlich die Culturgeschichte seiner Heimath, des Alpenlandes, Salzburg, Berchtesgaden und der nächstgelegenen Landschaften, Strassen- und Wasserbau, die Bayerischen und Oesterreichischen Salzwerke, Alpenwirthschaft, mittelalterliches Kriegswesen, Kampf des Grundeigenthums mit der Grundherrlichkeit, Geschichte einzelner Dynasten-Geschlechter oder geistlichen Stifter wie Berchtesgaden und Reichersberg — diess waren die Gegenstände, die er am liebsten behandelte, für die er ein geübtes, fein beobachtendes Auge besass, mit denen eine auf vielen Wanderungen erworbene Ortskenntniss ihn vertraut machte.

Minder befriedigend waren Koch's Leistungen, wenn er Stoffe zu behandeln unternahm, welche quellengemässe Forschung, streng wissenschaftliche Methode und sorgfältig abwägende Kritik verbunden mit philologischer Bildung, erfordern. Als er im Jahre 1839 in den Denkschriften unserer Akademie seine grosse Abhandlung erscheinen liess: „das Reich der Longobarden in Italien, zunächst in der Bluts- und Wahlverwandtschaft zu Bojoarien“ — zeigte sich, dass er, ohne die geringste Kenntniss von der durch Grimm geschaffenen deutschen Sprachwissenschaft zu nehmen, sich in etymologische Untersuchungen und Erklärungen von Namen eingelassen hatte, deren bodenlose Willkühr Verwunderung und Unwillen erregte. Die Akademie musste noch im Jahre 1853 von dem verstorbenen Historiker Abel in Bonn bittere Vorwürfe dafür hinnehmen, dass sie „diesen auf 230 Quartseiten entwickelten Unsinn ihren Schriften einverleibt habe“.

Gleiches Missgeschick widerfuhr ihm, als er seit dem Jahre 1851 in dem alten, schon 170 Jahre lang geführten Streite über das Zeitalter des hl. Rupert und die Anfänge des Christenthums in Bayern zu Gunsten der Salzburgischen Behauptung den Ausschlag zu geben unternahm, und in drei mit auffallender Lebhaftigkeit und Schärfe geschriebenen Schriften beweisen wollte, dass Rupert's Auftreten schon in

das Jahr 580, also volle hundert Jahre früher, als die wirkliche Geschichte angiebt, zu setzen sei. Man müsse hier, meinte er, sich nicht an die Zeugnisse der ältesten Quellen halten, sondern die Entscheidung der Frage von der Kenntniss der Landesbeschaffenheit, von dem Zustande der Boden-Cultur abhängig machen; der Eindruck, den man durch den Anblick der Gegend empfangt, sei hier von grösserem Gewichte als die Aussage der ältesten Chroniken und Biographen. Die Frage hieng auf's engste zusammen mit der Feststellung der agilolfingischen Herzogsreihe, und längst schon hatte Roman Zierngibl, in Folge einer von unsrer Akademie gestellten Preisaufgabe diese Materie in's Reine gebracht, aber Koch-Sternfeld glaubte das Alles, auch ohne jeden positiv-historischen Anhalt, umstossen zu können und half sich mit der ersonnenen Annahme, dass ein Herzog Theodo mit seinen Söhnen Theodebert und Grimoald zweimal in der Geschichte, zuerst am Ende des 6. und dann noch einmal am Anfange des 8. Jahrh., vorgekommen sei. Damit fand er nun freilich wohl nirgends Zustimmung. Wir wollen aber über diesen schwächeren Leistungen des ungemein fleissigen und in seiner Sphäre scharfblickenden Mannes seine besseren Schriften nicht vergessen. In den drei Bänden seiner Beiträge zur deutschen Länder-, Völker-, Sitten- und Staatenkunde findet sich ein Reichthum von nutzbarem, urkundlichem, mühsam gesammeltem Material und von einsichtigen Bemerkungen. Bewunderung aber verdient er wegen der Geistesfrische, der unermüdeten Thätigkeit und Produktionskraft, welche er noch in seinem hohen Alter bis an den Rand des Grabes sich bewahrte.

Am 19. August 1866 starb im Alter von 72 Jahren

Leopold August Warnkönig.

1794 in Bruchsal geboren, in Heidelberg und Göttingen juristisch gebildet, erlangte er fröhe schon den Lehrstuhl des Römischen Rechts an der Universität Lüttich, später auch in Löwen und Gent. Von 1819 bis 1830 gehörten seine Schriften den Gebieten des römischen Rechtes und der Rechtsphilosophie an. Als er aber 1831, nach kurzer Enthebung von seiner Professur und darauf gefolgter Wiedereinsetzung, Mitglied der Commission für Herausgabe der belgischen Geschichtsquellen geworden war, gab er seinen Studien die Richtung auf die belgische Staats- und Rechtsgeschichte. In den Jahren 1835 bis 1842 erschien sein Hauptwerk, die Flandrische Staats- und Rechtsgeschichte bis zum Jahre 1305, in 3 Bänden. Er selber hat den Entschluss, dieses Werk auszuarbeiten, auf eine 11 Jahre früher an ihn ergangene Aufforderung Niebuhrs zurückgeführt, und mit Recht hat er es zugleich in der Vorrede hervorgehoben, dass er allein sich in einer Lage befunden habe, die ihm gestattete, den ganzen zu seinem Werke nöthigen Apparat zusammenzubringen; Niemand habe, sagt er, seit Flanderns berühmtestem Chronisten Meyerus eine solche Masse von geschichtlichen Denkmälern des Landes besessen, wie er sie zu vereinen gewusst habe. Freilich ist denn sein Werk auch mehr eine geordnete Materialiensammlung, als eine durchgearbeitete Geschichte geworden.

Im Jahr 1836 verliess Warnkönig Belgien, um einem Rufe an die Universität Freiburg zu folgen, aber noch im folgenden Jahre erschien von ihm eine Geschichte des Belgischen Rechts in französischer Sprache. Da er 1844

Professor des Kirchenrechtes in Tübingen wurde, nahm er von diesem seinem neuen Berufsfache Veranlassung, die in jenen Jahren besonders streitig gewordene Frage über das Verhältniss der Staatsgewalt zur Kirche in einigen Schriften zu erörtern.

Um dieselbe Zeit lieferte er in dem ersten Band der französischen Staats- und Rechtsgeschichte, welche er gemeinschaftlich mit L. Stein herausgab, eine bequeme übersichtliche Darstellung der politischen Geschichte Frankreichs. Seine letzten in Stuttgart verfassten Arbeiten waren eine gemeinschaftlich mit Gérard herausgegebene Geschichte des Carolingischen Hauses und ein Buch über den unglücklichen Don Carlos, das indess nur eine deutsche Bearbeitung des bekannten Werkes von Gachard ist.

J. E. Kopp,

geboren 1793 zu Beromünster im Canton Luzern, starb am 25. Oktober 1866.

Ruhig, regelmässig, einförmig und eintönig floss das Leben dieses Mannes dahin; wie er keinen Antheil nahm an den politischen Ereignissen seiner Zeit und seines Vaterlandes, blieb er auch unberührt von denselben, beschränkt auf den engen Kreis seiner Thätigkeit als Jugendlehrer und auf seine geschichtlichen Forschungen und Darstellungen.

In seiner Jugend hatte er kurze Zeit in Paris, dann in Hofwil bei Fellenberg Unterricht gegeben. Aber schon im Jahre 1819 ward er Professor der klassischen Philologie an dem Gymnasium und Lyceum in Luzern und blieb diess 47 Jahre lang bis zu seinem Tode.

Zwei schweizerische Historiker, Tschudi und Joh. Müller

hatten bereits den Geist, die Neigungen und Gedanken des jungen Mannes in Beschlag genommen und ihnen eine bleibende Richtung aufgeprägt. Und dennoch ist gerade er es gewesen, der das Ansehen der beiden Geschichtsschreiber in einer Hauptpartie, dem Ursprung und den Anfängen der schweizerischen Eidgenossenschaft und ihrer Stellung zum österreichischen Hause, mehr als erschüttert hat. Seine Absicht war zuerst nur, den vor 500 Jahren erfolgten Eintritt der Stadt Luzern in den Bund darzustellen. Indem er zu diesem Zwecke die Archive der Schweiz sowohl als Wien's und Turin's durchforschte, drängte sich ihm die Ueberzeugung auf, dass gerade diese Jugendgeschichte seines Vaterlandes ganz schief dargestellt und mit argen Irrthümern behaftet sei. Er sprach diess aus in einem im Jahre 1835 erschienenen kleinen Bändchen: *Urkunden zur Geschichte der eidgenössischen Bünde*, herausgegeben und erläutert von Kopp. Selten hat wohl eine so unscheinbare, und anspruchslos auftretende Schrift eine so gewaltige Bewegung hervorgerufen, so grosse und dauerhafte Wirkungen erzeugt. Nach der bisher allgemein herrschenden Darstellung hatten die drei Länder Uri, Schwyz und Unterwalden volle und ganze Reichsunmittelbarkeit; ihr Bund und ihre Feindseligkeiten gegen Oesterreich waren nur gerechtfertigte Nothwehr gegen unerträgliche Tyrannei, Vertheidigung ihrer Freiheit gegen rechtswidrige Usurpation der Habsburger. Kopp dagegen suchte nachzuweisen, dass die Bewohner der drei Waldstädte grösstentheils nicht persönlich Freie, sondern Hörige geistlicher und weltlicher Grundherren waren, und dass die Habsburger als Landgrafen eigentliche Hoheitsrechte in diesen Gebieten besaßen. König Albrecht, behauptete er, habe, weit entfernt, die Bewohner der Waldstädte tyrannisch zu behandeln, nur die Rechte seines Hauses und des Reiches gehandhabt; die angeblichen Bedrückungen der von ihm gesetzten Vögte seien spätere, den Zeitgenossen

völlig unbekannte Erfindungen und in Küsnacht habe es nie einen Gessler gegeben. Damit war denn auch der Erzählung von Wilhelm Tell und seinen Schicksalen der Boden entzogen; sein Schuss, die Ermordung des Vogtes durften nicht länger als geschichtliche Thatsachen betrachtet werden; man musste der schon längst aufgestellten Ansicht zustimmen, dass hier nur ein Mythos, eine Volkssage, wie sich ganz ähnliche bei den nordischen Völkern und am Rheine finden, zu erkennen sei. Nach den weiteren Untersuchungen Kopp's in einem zweiten Bändchen Urkunden, in seiner Geschichte der eidgenöss. Bünde und in den „Geschichts-Blättern“ (Luzern 1854—1856) ist aber nicht einmal die wirkliche Existenz Tell's, welche Häusser in seiner Preisschrift: die Sage vom Tell, 1840, noch angenommen hatte, zu retten. Eine Familie dieses Namens ist nie dagewesen. Und so hätten wir denn an dieser so tief in unser Bewusstsein von Kindheit an eingesenkten Geschichte, trotz Joh. Müller und Schiller doch nur ein höchst merkwürdiges Beispiel des mythenbildenden Processes aus verhältnissmässig neuerer Zeit. Es hat einen altpersischen, altsächsischen, englischen, normänischen, dänischen, schwedischen Tell gegeben, natürlich immer unter anderem Namen; immer aber ist es ein freier Mann des Volkes, der, einem tyrannischen Gewalthaber widerstehend, das furchtbare Kunststück des Meisterschusses vollbringt und den Apfel auf des Sohnes Haupt trifft. Es liegt daher kein Grund vor, die Ansicht zu verwerfen, welche jüngst Pfannenschmid in seiner Schrift: der mythische Inhalt der Tellsage, aufgestellt hat; dass nämlich diese Sage eine der vielen Reminiscenzen sei, welche die arischen Völker aus ihrer asiatischen Heimath in ihre spätere Wohnstätte mitgebracht haben.

Ermuthigt durch die Zustimmung der bedeutendsten Gelehrten und durch die anspornende Freundschaft Friedrich Böhmers stellte sich Kopp seit 1845 in die Reihe der Be-

arbeiter der deutschen Geschichte. In sieben Bänden hat er der deutschen Nation das höchst dankenswerthe Geschenk einer Darstellung der Zeit von 1273 bis 1330, der Regierung Rudolfs, Albrechts und Ludwigs des Bayern gemacht; leider hinderte sein Tod die Vollendung, denn er wollte das Werk fortführen bis 1336. Auf der Grundlage der Böhmer'schen Regesten erbaut, ist es ein Werk des erstaunlichsten Fleisses und minutiöser Genauigkeit. Die Sorgfalt, mit der das Einzelne behandelt ist, die ruhige Besonnenheit, die Objectivität der Darstellung, die jede eigne Zuthat fast ängstlich vermeidet, die jede Thatsache urkundlich feststellt, die nie mehr sagen will, als sich aus den Quellen nach strengster Interpretation nachweisen lässt — diese Eigenschaften sind wohl kaum in einem andern deutschen Geschichtswerke in solchem Grade vorherrschend wie bei Kopp, und wenn man die zwei Extreme deutscher Geschichtsschreibung mit Namen bezeichnen wollte, müsste man Gfrörer und Kopp nennen. Aber freilich ist die Schattenseite in der Leistung des letztern auch nicht zu verkennen: eine den Leser ermüdende, ja erdrückende Masse von Einzelheiten, für die jede höhere Verknüpfung, jede Zusammenfassung unter allgemeineren Gesichtspunkten mangelt. Es genügt dem Historiker, den Inhalt einer Masse von Urkunden, als ob jede auch schon eine historische Begebenheit wäre, in seinen Text aufzunehmen, wodurch es denn dem Leser häufig fast unmöglich gemacht wird, den grossen Gang der Geschichte im Auge zu behalten.

Und doch, sieht es nicht aus wie eine Ironie, dass derselbe Mann, der so ängstlich sich, so zu sagen, hinter den Begebenheiten versteckt, und nie dem Urtheil der Leser vorgreifen will, schon auf dem Titel seines Werkes das Urtheil desselben über den vorherrschenden Character des von ihm dargestellten Zeitraumes zu bestechen versucht hat? Der Titel seines Werkes lautet: „Geschichten von der Wiederher-

stellung und dem Verfalle des heiligen römischen Reiches“. Und seine Absicht ist ganz besonders, K. Rudolf von Habsburg als den Wiederhersteller des Reiches zu schildern. Nun ist es zwar richtig, dass Rudolf der völligen Verwirrung und allgemeinen Zerrüttung in der Zeit des Interregnums ein Ende gemacht hat, aber gerade aus Kopp's eigener Darstellung ergibt sich, dass eine wirkliche Restauration des Reiches doch keineswegs stattgefunden, dass Rudolf grosse Bestandtheile, wichtige Rechte preisgegeben, und die Macht der Fürsten auf Kosten des Reiches gesteigert hat. Ist doch gerade Rudolf es gewesen, der das erste, später nur allzu oft nachgeahmte, Beispiel gab, wie ein deutscher Kaiser die königliche Gewalt zur Gründung einer Hausmacht benützen könne, womit er eigentlich den Grund zur künftigen unaufhaltbaren Auflösung des Reiches legte.

Auch mag ich doch nicht verschweigen, dass Kopp's sonstige historische Unbefangenheit und parteilose Objectivität zuletzt in der Geschichte Ludwigs des Bayern ihn verlassen hat. Hier übernimmt er häufig die Rolle des Anklägers, er vergisst es, oder will es nicht sehen, dass dieser Fürst weniger gesündigt hat, als gegen ihn gesündigt worden ist. Und so ist dieser Theil seines Werkes nur geeignet, die Sehnsucht nach einer den jetzigen Anforderungen genügenden vollständigen Geschichte König Ludwigs zu verstärken. Exoriare aliquis.

Die Festrede hielt Herr v. Giesebrecht:

„Ueber einige ältere Darstellungen der deutschen Kaiserzeit“.

Dieselbe ist im Verlage der Akademie erschienen.
